

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

13 (13.1.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 3

gar zu Mad über die Bahn. Aber in den jüngsten Tagen kam ein Schärferer und machte ihm Gehen und Madfahren schwer: der Rheumatismus. Und zu Beginn des neuen Jahres erschien zum großen Erstaunen von Bahnpersonal und Fahrgästen der alte Herr am Schalter und löste sein erstes Billet und seitdem fährt er jeden Tag.

## Für unsere Frauen.

**Hausfrauen, warum ist der Kaffee so teuer?** Der Kaffee kostete im Großhandel bis zum Jahre 1906 28 Pf. pro Pfund. Im Jahre 1906 stieg der Preis auf mehr als das Doppelte, auf 55 und 57½ Pf., dann fiel er plötzlich wieder und stand Ende 1908 wieder unter 30 Pf. Aber Anfang 1911 kostete das Pfund Kaffee im Hamburger Großhandel schon wieder 56 Pf., im Dezember 1911 gar 71 Pf. Die Spekulantentubeln, die Hausfrauen stöhnen und greifen zur Bichorie und sonstigen Ersatzmitteln. Ist doch der Preis des Pfundes Kaffee im Kleinhandel auf mindestens 1,20 M., vielfach 1,50 M. und darüber gestiegen.

Wie kommt es nun, daß der Kaffee plötzlich doppelt so teuer ist, wie er früher war? Einen Teil der Schuld trägt der deutsche Reichstag und seine bürgerlichen Parteien, die Steuerwucherer. Auf jedem Pfund Kaffee liegt ein Zoll von 30 Pfennig, mit dessen Hilfe die abenteuerrische Weltpolitik ihre Kosten bezahlt und die Junker sich Viebesgaben aus der Reichskasse zahlen lassen. Den andern Teil der Schuld tragen die Kapitalisten. Kaffee wächst in der Welt im Ueberfluß, aber die Kapitalisten sperren ihn ein und lassen ihn nicht zum Verkauf kommen. 8½ Millionen Saß Kaffee sind allein in dem brasilianischen Staate Sao Paulo in Lagerhäusern zurückgehalten worden, um mit dem Kaffee gehörig wuchern zu können. Das Geld zur Durchführung dieses Sahunstreiches haben 1906 und jetzt wieder deutsche Banken, insbesondere das Bankhaus Bleichröder, hergegeben, das dadurch wieder um Millionen reicher wird. So schlagen die bürgerlichen Parteien und die Kapitalisten Gold aus künstlicher Verteuerung der Lebensmittel, aus dem Preiswucher, aus der struppelosen Schädigung des Volkes. Lieber lassen sie den Kaffee verbrennen, ins Meer versenken oder verderben, als daß sie ihn dem Volke zu billigerem Preise gönnen.

**Die Erhöhung der Lebenskosten.** Das Soziale Museum in Frankfurt a. M. hat eine interessante Berechnung über die Erhöhung der Lebenskosten angestellt. Es hat die von der Frankfurter Markthallenverwaltung veröffentlichten Marktberichte zugrunde gelegt. Auf Grund der Wirtschaftsrechnung mindervermögter Familien, die das kaiserliche Statistische Amt 1907/08 aufgenommen hat, hat das Soziale Museum nun berechnet, was sich aus den durch die Marktberichte festgestellten Preissteigerungen für drei typische Frankfurter Familien für Folgen ergeben. Dabei ergab sich folgendes: Im ersten Falle beträgt für einen Postboten, der Frau und Kind zu ernähren hat und ein Einkommen von 1087 M. bezieht, die Steigerung der Haushaltkosten 89 M. Im zweiten Falle handelt es sich um einen Maurer, der drei Kinder hat. Diese fünfköpfige Familie hat ein Einkommen von 1534 M. Für sie beträgt die Steigerung nicht weniger als 122 M. Im dritten Falle handelt es sich um eine sechsköpfige Familie, zwei Erwachsene und vier Kinder, mit einem Einkommen von 2418 M. Hier beträgt die Steigerung 103 M. Es ist bezeichnend, daß die Steigerung am stärksten ist für den zweiten Haushalt, der sich schon bisher sehr eingerichtet hat und wenig Fleisch verbraucht. Im übrigen zeigen die Zahlen, daß es für einen Haushalt mit feststehenden Einnahmen, der bisher bereits nur knapp mit seinem Gelde auskam, unmöglich ist, ohne ganz bedeutende Einschränkungen der Lebenshaltung auszukommen.

Namentlich an die Rechenkunst der Hausfrauen werden jetzt stark Anforderungen gestellt. Leider wissen die wenigsten, wenn sie die Feuerung der letzten Jahre zu verdanken haben. Immer wieder muß es ihnen gesagt werden: Die bürgerlichen Parteien, das Zentrum an der Spitze, sind schuld daran. Durch die Wucherzölle auf Lebensmittel und die Erhöhung der indirekten Steuern haben sie die enormen Preissteigerungen verursacht.

**Die Frau als Erfinderin.** Während auf dem Kontinent Frauen, die ein Patent nachsuchen, sehr vereinzelte Ausnahme-

erscheinungen bilden, scheinen in England die Erfinderrinnen besser zu gedeihen. Das geht zur Genüge daraus hervor, daß kürzlich in London eine Ausstellung eröffnet wurde, die ausschließlich von Frauen gemachten Erfindungen gewidmet ist. Sie repräsentiert eine Sammlung von nicht weniger als 600 Patenten, die durchaus nicht etwa, wie man anzunehmen geneigt sein dürfte, Toilettenrequisiten betreffen. Man sieht da beispielsweise Neuerungen und Verbesserungen an Dampfmaschinen, lenkbaren Luftschiffen und Flugzeugen. Eine den Kreisen des Hochadels angehörende Dame hat ferner ein Verfahren zur Vervollkommnung der Panzerung von Kriegsschiffen ausgestellt; andere stellen sich als Erfinderrinnen von Schießschildern vor, von Schwimmapparaten, elektrischen Pumpen, Siegellackstangen, die sich selbsttätig entzünden, von Schlachtmessern, die eine schmerzlose Tötung des Geflügels ermöglichen, unzerstörbare Gummicadrefren, Flaschen, die eine nochmalige Benutzung unmöglich machen, von Sicherheitsapparat, Sicherheitslampen u. dergl. m.

**Gewerkschaftliche Frauenorganisation in Italien.** Die Konföderation der Arbeit hat durch eine Erhebung bei allen italienischen Arbeiterkammern festgestellt, daß gegen Schluß des Jahres 1911 die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Frauen sich auf 82 543 belief, also etwa 13 Proz. der Organisierten überhaupt. Bei der eigenartigen Entwicklung, die die ländliche Arbeiterbewegung in Italien gehabt hat, darf es nicht verwundern, daß die Mehrzahl der organisierten Frauen, nämlich 34 486, der Landwirtschaft und nur 14 842 der Industrie angehören. Für die übrigen konnte nicht ermittelt werden, ob sie in Industrie oder Landwirtschaft tätig waren, da einige Arbeiterkammern keine derartige Unterscheidung ihrer Mitglieder vornehmen. An der Spitze aller italienischen Landwirtschaft steht auch in Sachen der Arbeiterinnenorganisation die Emilia, die nahezu 30 000 organisierte Frauen aufweist.

**Die ersten „Schutzfrauen“ in New York.** Seit Mittwoch genießt New York den Schutz dreier weiblicher Polizistinnen, dreier „Schutzfrauen“, die von dem Scherif Julius Garburger feierlich mit den Insignien ihres neuen Amtes versehen worden sind. Die drei unternehmenden Damen, die als Hüterinnen der Ordnung ihres Amtes wallen wollen und in der Mitte der 30er Jahre stehen, sind Frau John S. Crossby, Miß Cornelia Swinerton, die der Liga für Frauenstimmrecht angehört, und Miß Patterson, die bisher als Journalistin tätig war. Alle drei leisteten den Amtseid, worauf der Scherif ihnen feierlich erklärte: „Von diesem Augenblick an können Sie Ihre Autorität geltend machen, wo immer die Gesehe verletzt werden. Sie zeigen Ihre amtliche Beglaubigung vor und führen alle Schuldingen in Haft. Den größten Nutzen werden Sie stiften können, wenn Sie junge Mädchen in öffentlichen Ballsälen beschützen, wenn Sie besonders darauf achten, daß die Gesehe gegen den Verkauf von Alkohol an Kinder streng innegehalten werden, und wenn Sie darüber wachen, daß man die Fabrikgesehe erfüllt.“ Koller Spannung wartet nun ganz New York auf die erste Verhaftung durch diese weiblichen Polizistinnen. Der Scherif hat inzwischen von anderen wegemütigen Damen eine große Zahl von Gesuchen um Anstellung erhalten und daraufhin erklärt, daß er bereit sei, tausend weibliche Polizistinnen anzustellen, wenn genug Bewerberinnen sich melden würden. Die „Schutzfrauen“ werden auch in Fällen, in denen die reguläre Polizei vor schweren Aufgaben steht, wie etwa bei Volksaufmäufen und Unruhen, herangezogen werden; sie erhalten dann Revolver und Polizeiknüppel als Ausrüstung. Auch die Ueberführung verurteilter Verbrecher zum Gefängnis wird ihnen übertragen. Wenn diese „Schutzfrauen“ nun nicht gerade Brünbilden-Eigenschaften entwickeln, werden sich die Herren Verbrecher gewiß freuen, von garter Hand ins Rittchen transportiert zu werden.

## Literatur.

**Zusammenfassung der Reichstagswahlkreise.** Nach „Hilgers Wegweiser für die Reichstagswahl 1912“ (Seemann Hilger Verlag, Berlin W. 9) — Preis 60 Pf. — gibt es 132 Wahlkreise mit überwiegend landwirtschaftlicher männlicher erwerbsfähiger Bevölkerung, 265 mit überwiegend gewerblichen männlichen Erwerbstätigen, 154 Wahlkreise haben eine ländliche, 248 eine ländliche Bevölkerungsmehrheit, 146 eine katholische, 251 eine protestantische Mehrheit, 27 eine nichtdeutsche, 370 eine deutsche Bevölkerungsmehrheit.

**Inhalt der Nr. 3:**  
Die Vienen. — Auf dem Olymp. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Literatur.

## Die Vienen.

Vienen erklang ein eisernes Wort im Gehirn. Es schoß aus der Zeit, es sprang in die Menschen hinein. Die stehen Arm an Arm gepreßt, Stirn an Stirn, Und fühlen: die Kraft der Tat kann nur in der Vielheit sein.

Das Wort umspannt sie, formt sie zu einem Leib  
Tausende Fäuste wachsen in eine Faust.  
Viele schwächlichen Tage armliger Zeitvertreib  
Wird zum starken Appell, dessen Hall die Erde durchbraust.

„Bruder, du auch?“ Hand faßt freudige Hand.  
Blick glänzt in Blick zu froher, seliger Sicht.  
Aus dem Staube der dunklen Stunde ins harrende Land  
Hebt sich die Einheit der Vienen, hebt sich das neue Licht.  
Alfons Bekold.

## Auf dem Olymp.

Rasch in ein paar andere Selen gelungnen; rasch den  
übrigen äußern Menschen noch ein wenig aufgemuntert  
und haltige Blicke auf die Uhr geworfen. Wie sie heute  
wieder rennt, wie sie rennt!

Ich habe ja nur noch eine halbe Stunde bis zum  
Theaterbeginn. Da heißt es also sich putzen und die  
Beine unter den Arm nehmen, damit ich noch etwas vor  
½8 Uhr im Alten Theater bin.

Heute ist die Erstaufführung einer Operette. Wichtig,  
da habe ich doch in einer alten Leipziger Chronik gelesen:  
(1766 Blütezeit der von Johann Hiller komponierten  
Operetten im Theater auf der Rannischen Gasse.“ Ob  
ein späterer Chronist auch einmal unsere Zeit als eine  
„Blütezeit der Operette“ kennzeichnen wird?

Dunkel liegt der Musentempel vor mir. Eifertig  
streben noch einige in helle Mäntel gehüllte Gestalten dem  
Eingang zu. Mit ein paar Sägen habe ich die steinernen  
Stufen der drei Stockwerke genommen und stehe nun vor  
der Pforte, die zum dritten Rang führt, zum Olymp. Der  
Leipziger nennt ihn auch den Topp. Einen Schritt von  
Tür fort, und ich stehe im engen Gewühl. Die Bänke  
sind dicht besetzt. Hinter den Bänken stehen die hinteren  
Reihen stark. Etwas höher, durch die hintere  
Brüstung von dem vorderen Teil getrennt, ein wirrer  
Menschenknäuel. Schwer sind jetzt noch einzelne Stimmen  
zu unterscheiden; denn es herrscht hier oben eine fieber-  
hafte Spannung. Das ganze Haus ist erfüllt von einem  
murmelnden Summen. Im Orchester rumorkt, als hätte  
sich eine Schar fröhlicher Kinder der Instrumente bemächtigt.  
Die Flöte gackert wie eine geängstigte Henne, die die  
Hühnerleiter auf und ab stetzt; sie beruhigt sich zeitweilig,  
scheint auf einem Bein zu stehen und gefühlvoll zu klagen.  
Erstreckt trippelt sie dann schnell wieder davon. Die  
Geige setzt vornehm und drückt das mit einem langen  
aaa aus. Dann schwebt sie weiter und zittert eee—eee.  
Die Garbe läßt ihre Töne wie perlende Tropfen hüpfen.  
Nur der Baß brummt unmelodisch dazwischen.

Wie ein artiges Feuerwerk raucht alles zum Olymp  
empor.

Ich muß mich also vorläufig mit dem hintersten Hinter-  
grund begnügen. Dabei sondiere ich, ob mehr hier oben  
ein Fleckchen zum Durchschlüpfen frei ist. Sie alle hier  
oben haben doch zumeist auch nur die Abendstunden zur  
Verfügung. Trotzdem eine solche Fülle! Eine Stimme  
aus dem Gewimmel kristallisiert: „Sa — bei a nein Stück

— wens äne Operette is — da is ä Gewürge wie uff  
der Messe.“ Neben mir entspinnt sich ein kleiner Wort-  
wechsel. Einer hat sich nur einige Schritte von seinem  
Platz entfernt. Sofort ist die Rücke durch einen andern  
ausgefüllt. Der Zurückkommende macht große Augen,  
Er ist jedoch so flug, vorerst noch kein Wort zu riskieren.  
Er drängt sich, wütende Blicke schleudernd, aus greifbarer  
Nähe und fängt dann an zu schimpfen. „Gä — m Sie  
— so ä unberschämter Kerl. Ich habbe den Platz doch  
nicht vor Jhn freigelassen — s wärd immer scheener.“  
Der andere nickt vieltragend mit dem Kopfe: „Bist ja stille,  
du! Wärlchte doch nich fordgegang!“ Eine dicke Dame  
stöhnt: „So äne Wärlchte hier ohm. Ich bin je 's letzte  
Mal uff'n Topp gewesen. Hier is mör je seines Rähms  
nich sicher! Wie die Ueberhaupt soviel Billette vergoofn  
kenn. Sie ham nich ämal Jh'n Mantel ausgezogen.“  
meint sie kopfschüttelnd zu ihrem Nebenmann.

Es klingelt das zweitemal.  
Der Logenschließer erscheint und drängt sich mit Ge-  
walt durch die Menschen. Er ruft sein allabendliches:  
„Die Giete abnehm — bitte de Giete abnehm. Sie  
och —“, jagte er zu der dicken Dame, die so tut, als ginge  
sie das nichts an. Dort, wo die borbere Brüftung spitz in  
der roten Wand verläuft, steht ein ganz Neugieriger auf-  
recht auf der Wand. „Sehen Sie sich“, ruft der Logen-  
schließer ihm zu, „un nähm Sie Jh'n Hut von der Wand.  
Wie kommt denn der Nagel da hin, den hamse wohl nien-  
gelslagen, ich wär Jhn helfen, das Theater zu vernageln.“  
Es klingelt das drittemal.

Nun wird es dunkel. Die Musik setzt ein und der  
Vorhang hebt sich. Alles drängt und schiebt nach vorn.  
Die Giese werden um ein gutes Stück länger. Die Ohren  
mögten das auch.

Ich habe mich auf die alleräußerste Lebensspitze erhoben  
und liege auf dem Rücken meines Vordermannes. So  
kann ich, wenn ein Darsteller ungefähr bis zur Mitte der  
Bühne geht, seine Gestalt nur von den Hüften an auf-  
wärts sehen. Was sich weiter vorn abspielt, entgeht mir  
zumeist, da ich dann nur die Köpfe der Spielenden sehe.  
Jeder Wis zündet und ein kurzes oder salbenlanges Lachen  
folgt. Den Lieblichen unter den Künstlern ist schon von  
vornherein frenetischer Beifall sicher. Wie sind die Ge-  
müter noch erregt. Hier nennt einer deutlich die Namen  
der auftretenden Perionen. Dort wird ein sich Vordräng-  
ender mit kräftigen Worten zurückgewiesen. Eine Stimme  
spottet vernehmlich: „Gud doch den hier an — der liest  
jezt sein Theaterzettel in der Dunkelheit. Gud doch uff  
de Viehne, Mensch, da wärlchte schon märken, was los is.  
Eine andere Stimme flüstert: „Galt doch endlich mal dein  
Kopp stille.“ — „Regt sich nich uff“, mahnt es aus einer  
Ecke. Kurz und scharf zischt ein Ess! durch das Halb-  
dunkel. Ein anderes Ess sifft will mit bedächtiger Milde  
die Unruhe beschwichtigen.

Mächtiger Beifall setzt nach dem Aktluß ein. Doch  
beruhigt man sich bald wieder, denn jetzt ist Epipause  
Gruppen bilden sich, die einzelne Szenen wiederholen und  
mit ausgiebigen Randbemerkungen versehen. Vorn an  
der Brüstung ruft noch ein junger Theaterfreund mit  
einer wohlgepflegten, in die Stirn gekämmten Gesehe, nach  
der andern Seite des dritten Ranges hinüber:

„Karl — Karl — Weberich Karl —“  
Weberich Karl, der mit seiner Fettkomme beschäftigt  
ist, hängt den Kopf über die Brüstung und sieht ein biß-  
chen interessiert ins Parkett hinunter. Mit einem freund-  
lichen Puff wird er durch Umstehende auf den Rufen auf-  
merksam gemacht. Endlich merkt es denn Karl auch, woher  
und von wem der Ruf kommt.

„Mo'n!“ ruft er.  
„Mo'n Karl!“ tönt es zurück.  
Die Hände an den Mund gelegt, telephonieren sie sich  
nun beide ihre Meinung über das neue Stück zu.

„Aufde isses.“

„Nu warte — der Walzer vorhin — der haut in de Appelp — was?“

Karl, der nun wieder laudend ins Parkett sieht, wird durch einen kurzen Rippenspiß von drüben veranlaßt, den Kopf zu wenden. Karls Freund zeigt auf dessen Wamme und dann auf seinen eigenen Mund. Karl nickt, steigt auf die Bank, damit er mehr Bewegungsfreiheit hat, reißt eine Krante von seinem Brot ab und wirft es im Bogen über die Köpfe weg. Als wäre die Entfernung auf das Millimeter berechnet, so langt das Brot in den aufgehaltene Händen an.

„Merfie.“ sagt der Empfänger und führt seine Finger an die Stirn, wie der Soldat an die Mütze. Der ganze Olymp hat das Kunststück gespannt verfolgt. „Gopppla,“ rief jemand, als das Brot durch die Luft flog. Nun lachte alles.

„Ihr habbts gelernt, alle beide.“ — „Wenn das abber untergeflogen wär.“ — „Grade een uff de Blage.“ — „Oder ener uffn Turnbau.“ — „Die hättst glei als Haarnadel benutzen fern.“

Durch das Gelächter aufmerksam gemacht, dreht wohl auch mancher von „unten“ den Kopf. Denen muß es doch trotzdem recht wohl gehen, denen da oben!

Der zweite Akt beginnt.

Wiederholt bricht der Beifall bei offener Szene los. Ein Tanzduett hat eingeschlagen wie ein Donnerwetter. Ebenso ist auch das Händeklatschen. Die beiden Darsteller müssen immer wieder erscheinen. Sie sind durch das Tanzen und Singen etwas außer Atem und scheinen mit einer Wiederholung zu zögern. Was — sie wollen nicht? Noch rasender wird das Klatschen. „Kaus!“ rufen einzelne Stimmen. „Da capo!“ — „Ka — fao!“ ruft einer und haut seine Hände wie besessen aufeinander.

„Gä — das wär gelacht, wenn die nicht noch ämal rauskäm.“

Urpöblich wird es still. Das Künstlerpaar ist einige Schritte vorgetreten und beginnt das Duett zu wiederholen. Alles lauert andächtig. Eine Befriedigung glänzt dabei auf den Gesichtern. Hat das Klatschen etwa nichts genügt?!

In der Pause nach dem zweiten Akt setzt die Diskussion schon lebhafter ein. Wer einmal auf der ersten Bankreihe sitzen konnte! Dorthin kann ein gewöhnlicher Sterblicher bei einer Operettenpremiere selten gelangen. Dort sitzen die Herren Stammgäste, die in Beziehungen zum „Toppflub“ stehen. Kraft ihrer Solidarität haben die Mitglieder dieser Vereinigung, denen man das liebe Wort „Naben“ anhängt, zumeist die erste Bankreihe inne. Sie können das natürlich nur, wenn sie zuerst da sind. Denn wer zuerst kommt —

Jetzt in der Pause ist auch ein wenig mehr Platz. Denn mancher erholt sich unten an der frischen Luft. Nun erkenne ich auch an der linken Wand die kleine Fenstervertiefung und als Abschluß eine kleine Luke. Früher, als die Schaumesse noch zum Teil auf dem Fleischerplatz war, hatte man gleichzeitig mit dem Genuß der Aufführung im Theater auch einen Genuß von außen. Das waren wunderschöne Leierkastentöne, die man besonders hörte, wenn man in der Nähe des Fensters stand, und wenn es auf der Bühne weniger geräuschvoll zuzing.

Ich mische mich unter eine Gruppe von Zuhörern, die um eine ältere würdige Dame herumstehen. Sie trägt einen Klemmer mit einer dicken, schwarzen Schnur und macht mir auch sonst einen recht gelehrten Eindruck. Sie bringt unter ihrem Sitzfleisch eine große rote Mappe hervor und beginnt auszupacken. Künstlerphotographien mit eigenhändigen Namenszügen. Bilderanschnitte aus verschiedenen Zeitschriften. Kritiken und Biographien von Künstlern und Künstlerinnen, die früher dem Stadttheater angehörten. Ihrem kleinen Kreis von Zuhörern erklärt sie all die Herrlichkeiten. Spricht von den Künstlern, erklärt sie all die Herrlichkeiten. Spricht von den Künstlern, erklärt sie all die Herrlichkeiten. Spricht von den Künstlern, erklärt sie all die Herrlichkeiten.

junger blasser Mann, der als einzigen Sämann um den nackten Hals einen Schlips trägt — ah, dort aus seiner Rodtasche hängt ja der vom Schweiß zerknüllte Stehtragen — hat gespannt hingehört. Kein Wort der interessanten Dame ist ihm entgangen. Mit bescheidenem Tonfall nennt er nach einer kleinen Reipetspanne den Namen einer bekannten Sängerin. Daß er mit noch drei Freunden in ihrer Wohnung gewesen sei wegen einer Photographie, erzählt er. Seine Freunde hätten schon eine, nur er noch nicht. „Sie“ hätte gesagt, die Bilder wären alle. Er solle einmal wiederkommen.

Wohlwollend nickt ihm die Dame ernsthaft zu und sagt mitfühlend und ermunternd: „Da geht Sie nur ruhig noch ämal hin“. Einer seiner Freunde steht neben mir. „Wievil mal ham Sie denn schon de lustige Witwe gesehen?“ sagt er zu mir. — „Ich habbs nicht gezählt,“ sagte ich. — „Bei mir warns ekmal.“ meint er mit einem geringschätigen Blick.

Die Duzdichter aller Theatergötter sagt nachdenklich: „Das wärd bei mir nich langem.“ Sie bringt ein kleines schwarzes Notizbuch aus der Mappe und liest eine Menge Overenttittel vor. Dazu nennt sie jedesmal die Ziffer ihrer Besuche. Ich gucke ihr über die Schulter. Sein läublerlich stehen die Titel und Verfasser da. Und es ist mit einer mädchenhaft zarten Hand gewissenhaft Buch geführt.

Der Olymp beginnt sich wieder zu füllen; denn das Klingelzeichen ist ertönt.

Noch ist es dunkel im Hause. Noch ist der Vorhang unten. Die Musik bringt eine kleine schüchterne Rückschau auf die vorhergegangenen Nummern und als Effekt den Haupttreffer der Operette. Im zweiten Akt ist er bereits erschienen, und man hat ihn zum größten Teil schon aufgeschmuppt.

Ich kann das Orchester nicht sehen. An einer Säule lehrend, starre ich in die seitlich angebrachten rötlichen Lampen. Vergeblich warte ich, daß mir die Musik Bilder, Gestalten vor die Augen hert. Es gelingt nicht. Es rauscht und klingt nur. Als krähe die Musik wie ein endloser Wurm, der nicht in die Höhe kann, immer rings herum um das Parkett. Erst verhalten, dann weit ausholend, kommt der Schläger dahergewalzt.

In der geheimnisvollen Dämmerung des Olymps wird es auf einmal lebendig. Die Köpfe wiegen nach dem Takte hin und her. Alles singt, summt, brummt, pfeift, halblaut die Melodie mit. Die Melodie? Hier herrscht sie. Hier gilt sie alles. Sie kann den ganzen Abend retten. Die Luft ist erfüllt von dem alles fortweisenden Rhythmus. Ein Zauber ist in die Köpfe gefahren. Sie vergessen für Augenblicke die dampfbadähnliche Atmosphäre. Sie sind entzückt von der Musik, die mit einem Auge in die Logen sieht, mit dem anderen nach dem Olymp schielt — „Ree, sis zu sehen — der Schlenkrieh — lala — la allemal an der Stelle — lala — la — He — Weberich Karl — ? seines Ding — ä dufter Walzer — der haut in de Appelp — was!“

Der dritte Akt ist bald zu Ende. Er hat nichts Ueber-raschendes weiter gebracht. Nun ruft aber der schallende Applaus alles auf die Bühne. Blumen und Kränze, die die Bühne in den herrlichsten Garten verwandeln, verstärken den Applaus nur. Bis man den widerstrebenden Kapellmeister und den Regisseur auf die Bühne zerrt — eher ist des Beifalls kein Ende. Aber man muß sich schon einmal damit abfinden, daß der Vorhang unten bleibt.

Zu allerletzt gibt es noch am Schauspielereingang etwas zu sehen. Die allergetreuesten Theaterfreunde haben sich hier versammelt und erwarten die heraustretenden Mimen. Die Aufmerksamkeit steigt, sobald sich die Tür öffnet. Und wenn nun Herr X. oder Herr Y. gewaltigen Schritts erscheint, fühlt alles den Glorienschein, der diese Gottbegnadeten umschwebt. Grüßend zieht man den Hut. Er hat gelächelt — habt ihrs gesehn? Er hat — jetzt brennt er sich eine Zigarere an — fix — hast du Feuer? „Ja, das is ä feiner Kerl — der is nich eingebildet.“ Das is ä Künstler, wie er sin muß.

Etwas abseits, im Schatten, wartet auch manch kleine Verehrerin. Ganz absichtslos scheint sie dazustehen. Bis er heraustritt. Da nimmt auch sie ihren Kurs in derselben

Richtung. Sie ist beglückt, wenn sie nur hinter ihm hergehen und gleichen Schritt halten kann. Beglückt, wenn sie nur seine Gestalt sieht; wie er die Weine setzt, und was er sonst noch alles für interessante Sachen auf der Straße tut. Ah und war er heut wieder nicht geradezu himmlisch?!

### Aus allen Gebieten.

**Theater und Musik.**  
Mannheim, 9. Jan. Die Intendanz des großh. Hof- und Nationaltheaters beabsichtigt, Ende März im Nebenjahre einige Aufführungen der schlesischen „Dreie“ zu veranstalten. Die Oberregie der dreiteiligen Drestie, die in der Uebersetzung von Gleichen-Rußwurm gegeben werden wird, hat der Intendant inne. Fast das ganze Schauspielpersonal des Hoftheaters wirkt in Solo- und Chorrollen mit. Die Schlußmusik komponiert und leitet Felix Lederer.

Mannheim, 9. Jan. Der Bühnen- und Pöckelball hat ein nettes Extragnis aufzuweisen. Die Brutto-Einnahmen betragen 10 000 Mk., es verbleibt ein Reingewinn von 7000 Mk., wovon die Hälfte dem Pensionsfonds der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger, ein Viertel dem Hoftheater-Pensionsfonds in Mannheim und das andere Viertel dem Journalisten- und Schriftsteller-Verein zufällt.

**Erdbunde.**  
America rückt nach Kanada! Von einem höchst seltsamen geologischen Phänomen weiß der „Standard“ zu berichten. Wie Vater Odenbach, der Direktor des St. Ignatius-Observatoriums in Cleveland (Ohio) mitteilt, verzieht sich, nach Ausweis der Instrumente des Observatoriums, seit dem 25. Dez. 1911 um 10 Uhr vormittags ein großer Teil der Vereinigten Staaten fortschreitend in der Richtung nach Kanada. Der Neigungswinkel zeigt auf 1000 Fuß eine Ausdehnung von 1/4 engl. Zoll. Die Verschiebung bringt sich in der Gestalt eines riesigen Dreiecks zum Ausdruck, das als Basis Cincinnati hat, dessen Scheitelpunkt Kanada darstellt und dessen einen Schenkel eine von Newbury Port in Massachusetts durch Shmira im Staate Newyork führende Linie bildet. Nach der Erklärung Vater Odenbachs macht es den Eindruck, als wenn ein amerikanischer Gigant die Erdoberfläche am kanadischen Ende wegzerre. Solche Verschiebungen sind, wie er weiter ausführt, gemeinhin auf bekannte Ursachen zurückzuführen, wie beispielsweise auf die Auflaunung gewaltiger Gewichtsmassen an den Ufern der großen Seen. Für das vorliegende Phänomen vermag er indessen eine derartige Begründung nicht zu geben. Möglich, daß die jüngsten Erdbeben im mittleren und fernem Westen als sekundäre Ursache mit im Spiele sind — sofern die Beobachtung nicht überhaupt auf einer Selbsttäuschung infolge ungenauen Funktionierens der geodätischen Instrumente beruht.

**Medizinisches.**  
Gelenkverpflanzungen. Wenige Gebiete der Chirurgie haben in der letzten Zeit so verheißungsvolle Schritte zu verzeichnen gehabt, wie das der plastischen Operationen. Jetzt geht man sogar dazu über, neue Gelenke zu bilden und zwar auf dem einfachsten Wege, indem man sie Leiden entnimmt und in den lebenden Körper verpflanzt. Derartige Operationen hat Professor Küttner in Breslau mit gutem Erfolge ausgeführt. In einem Falle wurde einem Manne wegen einer Geschwulst das obere Drittel des Oberschenkelknochens entfernt. Unmittelbar danach wurde ein genau entsprechender Knochen im Gelenk eingepflanzt, der elf Stunden nach dem Tode eines an Gehirngeschwulst verstorbenen, im übrigen gesunden Mannes, entnommen war. Die Verbindung mit dem Oberschenkel erfolgte durch einen Eiseneinriß. Die Einheilung erfolgte trotz der langen, seit dem Tode des Spenders verfloßenen Zeit ohne jede Störung. Das Hüftgelenk wurde beweglich und der Patient konnte gut einhergehen. Allerdings wurde erst sieben Monate nach der Operation mit Bewegungen begonnen. Röntgenbilder zeigten die normale Beschaffenheit des eingepflanzten Knochens, dessen Struktur vollständig erhalten war. Das eingepflanzte Stück, das sich von dem benachbarten körpereigenen Knochen durch eine etwas helle, gelbe Farbe abhob, maß 17 Zentimeter. Es zeigte nirgends eine Spur von Aufsaugungsvorgängen. Die Knorpelfläche war fest, durchweg glatt, nur an einzelnen Randpartien etwas rauh.

**Technisches.**  
Vom Oberrhein-Kraftwerk Augst-Whhlen. Wie in der Zeitschrift des Verbandes süddeutscher Industrieller mitgeteilt wird, geht das Kraftwerk Augst-Whhlen, welches die Stadt Basel gemeinsam mit den Rheinfelder Kraftwerken errichtet, in Kürze seiner Vollendung entgegen. Der vergangene Sommer war dem Bau des großen Werkes außerordentlich förderlich; dazu kam der niedere Wasserstand, der nicht weniger günstig war. Die eigentlichen Bauarbeiten des Stauwerkes sind beendet; turmhoch ragen seine Pfeiler in die Luft und eifrig ist man seit Wochen an der Montage beschäftigt. Das Turbinenhaus auf der badischen Seite, welches unmittelbar an die Dampfreserve angebaut und mit dieser durch eine gedeckte Brücke verbunden ist, ist ebenfalls fertiggestellt, wogegen dasjenige auf der Schweizer Seite noch etwas zurücksteht. Schlosser und Mechaniker mit ihren Hilfsarbeitern bilden gegenwärtig den Hauptbestandteil der Arbeiterschaft, deren Zahl sich auf etwa 600 beziffert.

Während das Werk seiner Fertigstellung entgegengeht, hat sich auf den beiden Rheinfeltern schon eine recht lebhafte Bautätigkeit entwickelt, namentlich auf der badischen Seite, wo bereits ein kleines Dorf entstanden ist. In Whhlen hofft man nach der „Basler. Jtg.“ auf eine große industrielle Entwicklung, die derjenigen von Rheinfelden nicht nachsehen soll. Mit der Erstellung von Leitungswegen ist man ebenso eifrig beschäftigt. Die Leitung nach dem Wiesental, welche für die Versorgung der Wiesentalbahn mit elektrischer Kraft bestimmt ist, ist bereits vollendet, so daß mit der Fertigstellung des Kraftwerkes auch die Wiesentalbahn mit elektrischer Kraft betrieben werden kann. Wenn der Bau des Kraftwerkes und die innere Installation in der bisherigen Weise weitergeführt werden, dann dürfte bis zum Frühjahr das gemaltige Werk vollendet dastehen und 30 000 PS. der Industrie und dem Gewerbe am Oberrhein zur Verfügung stellen.

Zu wünschen wäre dann nur noch, daß außer den billigen elektrischen Strom auch in Kürze eine gute und billige Wasserfrache geschaffen würde, damit die oberrheinische Industrie auf dem deutschen und internationalen Markt konkurrenzfähig würde. Die Sägeleise bei Augst-Whhlen wird schon jetzt in einer Größe von 90 Meter Länge und 12 Meter Breite ausgebaut, so daß nach ihrer Fertigstellung, acht vom nächsten Sommer an, 1000 Tonnen-Röhne bis Rheinfelden fahren können, bis wohin der Schiffsverkehr aufgenommen wird.

### Allerlei.

Ein „verläßliches“ Zeitignal. Eine ergötzliche Geschichte weiß der „Gaulois“ aus einem weltfremden Garnisonsort in Ägypten zu erzählen. Die Mittagstunde wird hier durch das Abfeuern eines Kanonenschusses verkündet. Zwischen dem diensttuenden Artilleristen und einem jungen dienstfertiger Offizier entspann sich eines Tages folgendes Gespräch: „Wie stellen Sie eigentlich die Zeit ergöt fest, wann der Schuß abgefeuert werden muß?“ — „Ich sehe auf meine Uhr, Herr Leutnant.“ — „Und Ihre Uhr geht richtig?“ — „Adelios! Ich lasse sie überdies alle vier Wochen durch den Uhrmacher des Nachbarortes, einem seit Jahren hier wohnenden Schweizer, regulieren.“ Einige Tage später führte den Offizier sein Weg um die Mittagsgasse an dem Laden des Schweizer Uhrmachers vorbei, der vor der Tür steht und aufmerksam zu lauschen scheint. „Gibt es denn in diesem verlorenen Nest für Sie etwas zu tun?“ fragt der witzbegierige Leutnant. — „Nicht eben viel“, antwortete der Uhrmacher, „ich habe mehr freie Zeit als mir lieb ist und deshalb kann ich mir es auch leisten, hier zu stehen und auf den Kanonenschuß zu warten.“ — „Den Kanonenschuß?“ — „Ja freilich, ohne den kann ich nichts machen. Wie sollte ich denn sonst meine Uhren regulieren?“

Ein bester Feind des Verkehrsfortschritts. Ein Feindenheimer Original, das 28 Jahre lang gegen einen Verkehrsfortschritt protestierte, hat dieser Tage doch klein beigeben müssen. Als im Jahre 1882 die Dampfbahn Mannheim-Feudenheim ihren Betrieb eröffnete, verschwor sich der in Feudenheim wohnende Nachwächter einer Mannheimer Brauerei, das Wähndchen nicht einen roten Pfennig verdienen zu lassen. 28 Jahre lang hat er sein Wort gehalten. Ob das Weiter gut war oder schlecht, der Eisenbahnfeind wanderte auf Schusters Rappen zum und vom Dienst. In der letzten Zeit triumphierte er so-